



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 11 May 26, 1955

Köln: Bund-Verlag, May 26, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Jugend auf Barhockern

Ein Bericht von Rolf-Egon Palm
Foto: Cartier Bresson (Magnum)

Als Harry zum erstenmal etwas von einer Milchbar hörte, war das damals, als er in der Brunnenstraße Nummer zwei die Lichtleitungen legen sollte. Und es gab vielleicht keine erstaunteren Leute in der ganzen Stadt als Harry und seinen Meister Wenzelides (von Wenzelides u. Co., Elektro-Installationen), als sie erleben mußten, was so eine Milchbar wirklich wurde. „Eine Geschichte für Vegetarier und Rohköstler“, hatte Meister Wenzelides getippt. „So 'ne Art Kindercafé oder ein Reklameladen von der Molkererei“, hatte Harry getippt. Und nun war es der gemeinsame Nenner, auf, und der große Hut, unter den „diese Jugend von heute“ gebracht wurde, „die in den Milchbars herumsitzt, nichts als Boogie-Woogie im Kopf und einen Streichholzhaarschnitt (bei den Jungen) oder Pferdeschwänze (bei den Mädchen) auf dem Kopf hat, die diese ganz verrückten neumodischen Kleider trägt, diese Mädchen mit den langen, engen, karierten Hosen, die diese Verbrecherromane liest und Gangsterfilme sieht . . .

Wir trafen Harry auf seinem Stammsitz, nämlich dem dritten Barhocker von rechts. In der Milchbar. Denn seitdem Harry einen ersten Spähtrupp in die Milchbar unternommen hatte, hatten es ihm der Chromglanz, die modernen Farben der Tapeten und die modernen Formen der Tische und Stühle angetan. Und die modernen Menschen.

„Früher bin ich in Wirtschaften gegangen“, sagt Harry und saugt an seinem Strohhalm, „aber hier gefällt es mir besser.“ Warum es ihm denn besser gefiele . . . Ja das wüßte er nicht so genau auszudrücken, aber es wäre schon so. Also blieb uns nichts anderes übrig, als selbst herauszufinden, warum.

Eins ist klar: Irgendwohin gehen müssen auch die jungen Menschen von heute. Die von früher haben es auch getan. Und da gibt es im Grunde drei Möglichkeiten: die Wirtschaft, das Nachtlokal, das Café oder die Milchbar.

Ein bißchen verlegen

Die Wirtschaft stößt viele ab. „Da hat es so oft Betrunkene gegeben und Keilereien“, sagt Harry. Und viele andere sagen es auch. Nämlich die, die heute in den Milchbars sitzen. Peter G., Schlosserlehrling in einem großen Werk, sitzt neben Harry auf dem Barhocker: „Mich haben die älteren Gesellen und Arbeiter freitags immer mit in die Kneipen genommen. Da haben sie 'ne Menge getrunken und immer dasselbe erzählt, was sie im Krieg erlebt haben. Und nachher kamen ihre Frauen und haben sie rausgeholt.“

In die gleiche Kerbe schlägt auch Gerda M., die Schneiderlehrling ist. Vielleicht ein bißchen zu frech, sagt sie: „Zu Hause kann man doch gar keine vernünftigen Gespräche führen.“ Und was das denn für „vernünftige“ Gespräche wären, die sie in der Milchbar führten. Im Augenblick sind sie alle drei ein bißchen verlegen. „So über alles“, sagt Harry. „Was uns interessiert“, ergänzt Peter. „Ich will's Ihnen sagen“, ergreift Gerda die Initiative: „Bevor Sie reinkamen, haben wir beispielsweise darüber ge-

Fortsetzung Seite 2



Nicht so eilig

Von Hans Dohrenbusch

Die früheren Kantineurinnen der Wehrmacht rühren sich und wollen ihre alten Pfründe, die Wehrgesetze sollen durchgepeitscht werden, die kommenden Generale werden populär gemacht, der Kanzler erklärt, daß er auf keinen Fall von der westdeutschen Wiederaufrüstung lasse, und den eventuellen Wehrdienstverweigerern droht man die Arbeit des Bombenentschärfens an, wobei sich Zynismus und Diskriminierung die Waage halten und wohl kaum noch zu übertreffen sind. Als ob Wehrdienstverweigerung unbedingt mit Feigheit zu vereinen sei. Der Menschen-schinder, der die jungen Menschen schleift — denn die Ausbildung soll ja hart sein —, hat also mehr Mut als der Mensch, der aus Gewissensgründen den Wehrdienst verweigert. Wirklich, kaum zu übertreffen.

Man geht aber kaum fehl, wenn man hinter der hektischen Eile eine Unruhe vermutet, die durch die jüngsten welt-politischen Ereignisse bewirkt ist. In letzter Stunde könnte nämlich der Traum einer neuen Wehrmacht bachab gehen, denn die friedliche Warmwetterperiode, die den kalten Krieg überwinden könnte, hält an.

Der österreichische Staatsvertrag ist unter Dach und Fach, die Viererkonferenz wird bald stattfinden, und die Russen haben sich weitgehend mit den Vorschlägen der West-mächte zur Entspannung der weltpolitischen Lage ein-verstanden erklärt. Sollte man sich wirklich auf diesen Grund-lagen einigen, so könnte in der Weltpolitik eine neue Ara beginnen, die, auf die Dauer gesehen, gewaltsame Aus-einandersetzungen unmöglich macht. Man wird sich be-sprechen über ein Verbot der Produktion, der Anwendung und der Lagerung von Atombomben, die Versuche sollen aufhören. Es soll ein internationales Kontrollorgan für die Rüstung geschaffen werden. Die Streitkräfte Amerikas, der Sowjet-Union und Chinas sollen bis 1957 auf je ein-einhalb Million Mann beschränkt werden, die Streitkräfte von Großbritannien und Frankreich sollen höchstens 650 000 Mann betragen. Am Welthandel sollen alle Staaten mit den gleichen Rechten teilnehmen können. Militär-stützpunkte in den Gebieten anderer Staaten sollen auf-gelöst werden. Alle Länder mit Erfahrungen auf dem Ge-biet der Anwendung der Atomenergie sollen anderen Ländern ihre Kenntnisse ohne politische und militärische Bedingungen zur Verfügung stellen. Kriegspropaganda und Kriegsdrohung sollen durch die Vollversammlung der Vereinten Nationen verurteilt werden. Es sollen die Mög-lichkeiten erörtert werden, um China in die Vereinten Nationen aufzunehmen.

Jugend auf Barhockern

Fortsetzung von Seite 1

sprochen, weshalb die Erwachsenen immer so sehr darauf bedacht sind, sich Respekt entgegenbringen zu lassen, wo sie es doch eigentlich gar nicht verdient haben. Denn allein die Tatsache, daß einer alt geworden ist, das ist doch kein Grund, Respekt vor ihm zu haben. Was meinen Sie?"

Eine heikle Frage, nicht wahr? Aber so sind sie, die jungen Leute aus der Milchbar. Sie mögen heikle Fragen. Und sie stellen sie auch. Und sie suchen auch die Antwort darauf. Und die Antwort ist nicht immer schmeichelhaft für die Erwachsenen. Und vielleicht mit Recht. Aber wie wird es sein, wenn sie älter werden? Dann sind sie ja auch „die Erwachsenen“. Am anderen Ende der Bar steigt einer von seinem Hocker herunter und geht zum Musik-automaten. Er steckt seinen Groschen in die Musik-Box und läßt Louis Armstrongs Trompete laut werden. Dann kommt er rüber zu uns.

Das große Erlebnis

„Es gibt ne Menge Leute“, sagt er, „die schon ein paar Jahre auf dem Buckel haben und die trotzdem noch jung sind. Nehmen Sie die Leute von heute, die der Welt von heute ihr modernes Gesicht geben. Die die modernen Bilder malen, die die moderne Musik machen, die die modernen Ideen haben. Alles »Erwachsene«, wenn Sie so wollen. Aber jung sind sie geblieben, trotzdem. Solche Leute aber oder Leute, die die großen Modernen lieben, die finden Sie niemals in den Wirtshäusern, in den Kneipen. Da sitzen die Leute von gestern. Sie sprechen über gestern. Meistens war ihr »großes Erlebnis« der Krieg. Da haben sie zum erstenmal was erlebt. Da sind sie zum erstenmal aus ihren vier Wänden rausgekommen. Da

So die Hauptpunkte, aber fast nebenbei steht noch etwas, was die Eisernen Vorhänge verschwinden ließe, wenn es durchgeführt würde: Es soll ein internationaler Kultur-austausch stattfinden, Delegationen von Vertretern der Industrie, der Landwirtschaft und des Handels sollen aus-getauscht werden; ebenfalls soll ein internationaler Stu-dentenaustausch stattfinden. Das klingt alles wie ein Märchen, obwohl es die Sehnsucht der Menschheit ist.

Menschenwille kann aus dem Papier, auf dem das Mär-chen steht, eine lebendige Wirklichkeit machen. Von eng-lischer Seite aus wurden die Vorschläge begeistert be-grüßt.

Nur am Rande ist von der deutschen Wiedervereinigung die Rede, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie in weite Ferne rückt; aber wenn die Großmächte sich in den Grund-prinzipien auf die erwähnten Vorschläge einigen, wird die Wiedervereinigung im Trend der friedlichen Entwicklung liegen. Vielleicht ist entschiedenere Arbeit notwendig als bisher, um sie zur Wirklichkeit werden zu lassen. Es könnte sich auch erweisen, daß die bisherige Außenpolitik, die weitgehend von militärischen Gesichtspunkten ge-führt wurde, sich als falsch erweist und als Quittung noch eine lange Wartezeit präsentiert wird. Wie es auch sein kann, daß eine Abrüstungsperiode mit der Nichtauf-rüstung der Bundesrepublik beginnt, trotz der hektischen Eile, die man bei uns an den Tag legt.

Für die soziale und demokratische Entwicklung wird eine Wehrmacht in Deutschland immer eine Gefahr sein. Das kommt auch zum Ausdruck in Schlußfolgerungen, die der amerikanische General Julius Klein als Ergebnis einer Studienreise durch Deutschland berichtet, die er im Auf-trag des Militärausschusses des Senats der USA durch-führte. Er schreibt über die Rolle des Militärs in Deutsch-land: „Die neuen militärischen Einheiten werden im deut-schen politischen Leben ein wichtiger Faktor sein. Schon ihre Existenz wird das Prestige der Bonner Regierung im Inland stärken und vielleicht das schlummernde National-bewußtsein wecken. In der ersten Periode seines Daseins wird das Militär fügsam sein. Aber gleichermaßen steht zu erwarten, daß es, sobald es nur einmal stark genug ist, sehr wohl versuchen mag, eine eigene politische Rolle zu spielen.“

Es ist zweifelhaft, ob Bonn genügend Kräfte aufbieten könnte, um ein solches Militär unter Kontrolle zu halten, ohne ihm Konzessionen zu machen und schließlich ihm gegenüber klein beigeben zu müssen. Eine Auseinander-setzung mit dem Militär könnte letztlich ein Klima schaf-fen, das der Ausbreitung antidemokratischer und natio-nalistischer Gruppen förderlich wäre ...“

Wenn das schon ein amerikanischer General bemerkt, wieviel Grund ist dann bei den wirklichen Demokraten und friedlichen Menschen Deutschlands vorhanden, um zu sagen: Mag die Abrüstung der Welt mit der Nichtauf-rüstung Deutschlands beginnen!

haben sie zum erstenmal Paris gesehen, Rom, Neapel, was weiß ich. Wir kennen das alles schon. Wir sind da-gewesen mit unseren Rädern, mit 'nem Motorrad, per Anhalter. Fast jeder von uns. Und manche gibt es, die sind länger dageblieben, als ihr Urlaub dauerte. Die sind heute noch da. Arbeiten da unten. Warum nicht? Die in den Wirtschaften verstehen das nicht. Deshalb geh' ich nicht.“

Dorflinde von heute

Wir verstehen. Die Milchbar ist sozusagen die Dorflinde des zwanzigsten Jahrhunderts. Hier trifft sich die Jugend, die vielleicht genau soviel oder sowenig zu halten ist wie vielleicht die begeisterten Anhänger Schillers. Jene da-mals waren an den offenen Hemdkragen zu erkennen, diese sind es an ihrem kurzen Haarschnitt, an den engen Hosen. Bloß den Schiller von heute gibt es nicht. Schade. Aber vielleicht ist das irgend so eine Idee, die ihnen vor-schwebt.

Wir wollten mehr wissen. Wir wollten wissen, ob etwas dran ist an den Bemerkungen, die man so allgemein für das Milchbar-Publikum übrig hat. Das kann man nicht bei einem Besuch herauskriegen. Also gingen wir noch ein paar-mal hin. Ehrlich gesagt, wir taten es nicht ungern. Und wir haben ein paar Gespräche mit angehört. Ge-spräche von den Tischen nebenan. Gespräche von der Bar.

Da war von Hemingway die Rede, von moderner Musik natürlich, vom Jazz. Von Malerei auch, denn eine Menge Jungen und Mädchen von der Kunstschule kommen auch oft. Und ob der Geschmack des Filmpublikums wirklich so schlecht wäre wie die meisten Filme, aber jetzt gäbe es ja schon wieder ein paar gute. Und ob nicht alle Span-nungen in der Welt von viel zu persönlichen Gefühlen für- und gegeneinander der großen Vier abhängen. Und so weiter. Vielleicht waren es tatsächlich Gespräche, die sie so ernsthaft zu Hause gar nicht führen könnten. Da waren ein Dutzend Stellen, wo die Erwachsenen gern ge-sagt hätten: „Davon versteht ihr nichts.“ Aber sie ver-standen doch etwas davon. Vielleicht weil sie — jung wie sie waren — doch noch ein bißchen mehr Zeit hatten als ihre im Existenzkampf stehenden Eltern. Nein, Ver-brecherromane und Dreigroschenhefte, die lesen sie wohl doch nicht. Wenigstens die meisten. Und lieber als einen Gangsterfilm oder Wildwestfilm sehen sie eigentlich doch

Zuviel Hitler

Mit einigem Befremden muß ich feststellen, daß „Auf-wärts“ öfter Kriegs- bzw. Adolf-Hitler-Reportagen (Film-bericht „Der letzte Akt?“, Nr. 9/55) bringt. Jede Zeitschrift, Illustrierte, Zeitung usw. bringt zurzeit diese alten Schin-ken. Muß denn eine Gewerkschaftszeitschrift in die gleiche Richtung tanzen? Ich glaube, daß sich eine Jugendzeit-schrift bestimmt mit diskutableren Themen befassen könnte. Ich denke an Urlaubs- und Wandervorschläge oder Berichte, Reportagen über die Jugendarbeit. Es fehlt nur noch, daß in einer späteren Nummer zu einer Spende-aktion für ein Adolf-Hitler-Denkmal aufgerufen wird. Sigmund Huber, Bebenhausen/Tübingen

Erstaunlich

Ich finde es erstaunlich, daß so viele Söhne von prominen-ten „Ost-Vätern“ einen anderen Weg als diesen gehen („Alle meine Söhne“, Nr. 10/55). Das zeugt doch davon, daß die neue Generation unter Umständen klarblickender und mutiger als die vorhergehende ist. Es scheint so, als wären die Herren Väter bereits müde und ausgebrannt und hätten ihren Frieden mit den Mächten des Terrors und der Diktatur gemacht — vielfach um des persönlichen



Vorteils willen. Ich muß schon sagen: Alle Hochachtung vor den „Herren Söhnen“, die in diesen Fällen nicht dem Beispiel des Erzeugers gefolgt sind. Man sieht, daß ge-legentlich auch Auflehnung gegen die Eltern oder einen Elternteil notwendig ist. Kuno Schreier, Hannover

Mitleid

Ich möchte Herrn Kurt Bramme, Bremerhaven, auf seinen Brief „Anständige Erziehung“ (Nr. 9/55) sagen, daß er mir wirklich und aufrichtig leid tut, wenn er erst beim Militär Ordnung und Korrektheit lernen mußte. Ich auf jeden Fall habe dies schon von Eltern und Lehrern früh gelernt, ich brauche dazu bestimmt kein Militär. Außer-dem ist ja beim Militär nicht garantiert, ob mich nicht einer „erziehen“ soll, der nicht so gut erzogen ist. Ich hoffe, wenn Herr Bramme verheiratet sein sollte, daß er seine Kinder gut erzieht, damit sie nicht erst beim Militär Ordnung und Korrektheit lernen müssen. Richard Seitz, Windischeschenbach

Zu schwarz?

So schlimm steht es ja nun um die Flüchtlinge doch nicht mehr! (Radio auf Kabinenlautstärke... Nr. 10/55.) Waldemar Schmitz, Waldbröl

einen „Problemfilm“. Einen Film mit etwas zum Nach-denken. Das Nachdenken besorgen sie in der Milchbar. Eigentlich wären sie gutes Material für eine Jugendgruppe gewesen. Oder wohl doch nicht! Ich glaube, sie hätten wohl schon bald die Unterschiede zwischen den großen alten Männern, die modern und jung geblieben waren, und den dreißig-, vierzigjährigen „Berufsjugendlichen“ herausgefunden. Einer, der einmal in einer Jugendorgani-sation war, machte einmal eine Bemerkung in dieser Rich-tung. Aber sonst war nie davon die Rede. Die Jugend-organisationen kümmern sich um die Milchbar nicht (oder nur von außen) und die Milchbar nicht um die Jugend-organisationen (oder nur vom Hörensagen).

Unanständige Hosen

Doch eine Seite allein ist nicht genügend. Wir wollten noch etwas mehr wissen: Was die Erwachsenen über die Milchbar und ihre Bewohner denken. Aber siehe da — bei genauerem Hinfragen wußten sie über die Milchbar nicht sehr viel. Aber sie hatten ein paar Ansichten über die Jugend von heute. Die Studienrätin Klara D., 52 Jahre: „Ich glaube nicht, daß ein Mädchen anständig sein kann, das lange Hosen trägt und sich eine sogenannte Mecki-Frisur macht.“ Der Berufsberater Kurt L., 36 Jahre: „Die Jugend von heute macht keinen Diener mehr vor alten Denkmälern. Sie hat hinter die Kulissen gesehen. Alter und Stellung allein verschaffen sich keinen Respekt mehr. Es muß einer etwas können, etwas leisten, dann hat sie Respekt. Die Jugend von heute ist viel kritischer, als es ihre Väter waren. Und das ist gut so.“ Der Staatsanwalt Dr. K.: „Es steht eindeutig fest, daß in den meisten Jugend-prozessen immer wieder Schundhefte und -filme genannt werden. Ob es mehr ist als eine billige Entschuldigung, lasse ich dahingestellt. Die Frage nach der Milchbar kann ich dahingehend beantworten: Bei den meisten Raub-, Diebstahl- und Autoknackerprozessen spielen drei, vier Kneipen in der Innenstadt und ein paar Imbißstuben immer wieder eine Rolle. Von den Milchbars habe ich noch nichts in diesen Zusammenhängen gehört.“

Und zu guter Letzt der Erziehungsberater und Psychologe Walter C. H., 48 Jahre: „Die Jugend von heute ist der Spiegel der Erwachsenen von heute. Wenn die Erwach-senen über die Jugend schimpfen, dann nur deshalb, weil sie sich und ihre Fehler allzu deutlich darin wieder-erkennen.“



Von Kopf bis Fuß auf das Moderne eingestellt ist dieser junge Mann. Sein Hemd hat den gespreizten Kentkragen, der den mit einem Windsorknoten geschlungenen Schlips voll zur Geltung kommen läßt (nur eine Sache der Fingerfertigkeit!). Wie alles Moderne ist auch die Herrenmode unserer Zeit sachlich und bequem. „Lange Haare würden mich bei der Arbeit und beim Sport stören“, sagt der junge Mann, „und die Hosenbeine hatte ich nie gern um die Waden schlackern.“ Bequem sind auch die großen aufgesetzten Taschen auf dem einfach geschnittenen Mantel. „Moderne Menschen denken auch modern“, sagt er.

Was ist modern?

Unser Lebensstil wandelt sich
Er ist nur noch zu kostspielig
Fotos: Held (2), Charles Wilp, Shaw-Magnum, dpa

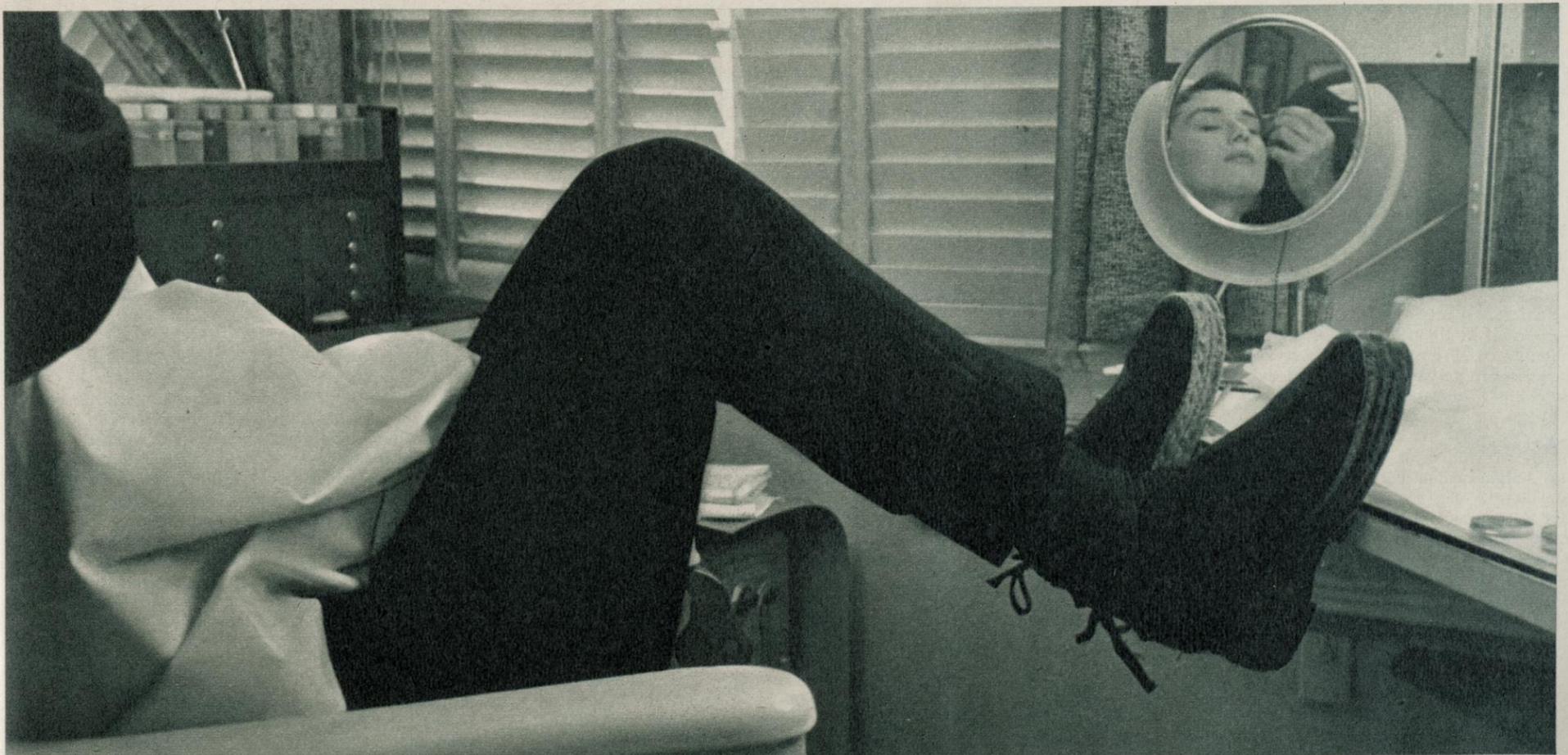
In der Küche beginnt die moderne Welt. Mixgerät und Kühlschrank geben dem Reich der Hausfrau 1955 ihr Gesicht. Zwar sind Infrarotöfen, die ein Kotelett in drei Minuten gar braten, und vollautomatische Müllsilos, die aus einer Öffnung in der Wand den Abfall absaugen, noch schöne Träume. Aber immerhin — Großmutter hatte es schwerer, seinerzeit zu ihrer Zeit. Großmutter mußte schon um sechs Uhr aufstehen, damit sie den Sieben-Personen-Haushalt bis zum Feierabend in Ordnung hatte. „Ich aber habe Zeit und Lust, mich abends mit meiner Familie gemütlich zu unterhalten“, sagt die Hausfrau (oben).



Das berühmte Buch mit Hemingways „49 Stories“ liest der Mann auf unserem Bild. Hemingways Stil hat fast alle Schriftsteller unserer Zeit beeinflusst. Deshalb bekam er auch den Nobelpreis. In Hemingways Stories spielen einfache Menschen die große Rolle. Wie im wirklichen Leben. In den Büchern unserer Eltern und Großeltern waren es Fürsten, Grafen und Komtessen in einer erträumten Märchenwelt. Auch Hemingway ist einfach geblieben. Als er den Nobelpreis bekam, hielt der berühmte moderne Mann keine schwülstige Rede, sondern sagte ganz einfach: „Gott sei Dank, jetzt kann ich meine Schulden bezahlen.“



Moderne Menschen — moderne Möbel. In eine Welt mit Mixgerät, Kühlschrank und Hemingway paßt weder Kronleuchter noch Kanapee. Raten zahlen muß man sowieso, warum da nicht Möbel nehmen, die in unsere Zeit passen (oben). Heute werden die Menschen durchschnittlich viele Jahre älter als früher. Daran hat neuzeitliche Hygiene und Körperpflege ihren Anteil. „Ich will nicht schon so früh eine alte Frau werden, wie es meine Mutter war“, sagen viele Frauen heute und gehen einmal im Monat zur Kosmetikerin (leider sehr kostspielig!). Sie tragen lange Hosen und angenehme Schuhe. Das ist bequem.



VERSUCH Vermutlich im Juli dieses Jahres werden sich die Regierungschefs der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs und der Sowjet-Union zu der seit Jahren geforderten Viererkonferenz zusammenfinden, auf der der Versuch einer allgemeinen Verbesserung der Ost-West-Beziehungen unternommen werden soll. Ob dabei eine Lösung zur Wiedervereinigung Deutschlands gefunden werden kann, erscheint leider sehr fraglich, nachdem seine beiden Hälften soeben auf den Konferenzen von Warschau und Paris in die beiden Militärblöcke eingegliedert worden sind.

— Und es hat durchaus den Anschein, als hätten wir im freien Westen Deutschlands uns glänzend damit abgefunden.

VERSUCHUNG Zu aller Welt Überraschung haben der sowjetische Ministerpräsident Bulganin und der erste Sekretär der KPdSU, Nikita Chruschtschow, ihren Besuch bei Jugoslawiens Staatspräsidenten Tito angekündigt. Sie wollen den wegen seiner Standhaftigkeit gegenüber Stalin in die tiefste Verdammnis der kommunistischen Hölle verwünschten Tito möglicherweise veranlassen, sich an die Spitze einer Neutralitätsbewegung zu setzen.

— Der geschickte ehemalige Partisanenführer Tito wird sich indessen mehr dafür interessieren, wie sein Land von der Umwerbung von Ost und West am besten profitieren kann.

VÖGEL In seiner Eröffnungsrede vor dem spanischen Parlament, dessen Bedeutung etwa mit der des Hitlerschen Staatsrates zu vergleichen ist, sagte Spaniens Staatschef Franco, in der Politik zählen immer noch Disziplin, Genius und Opfergeist. „Das beweist vor allem Deutschland, das wie der Vogel Phönix aus der Asche wiederaufgestiegen ist und heute eine größere Rolle spielt als zuvor.“

— Leider steigt aus dieser Asche auch so manches andere Geflügel wieder auf, was vielleicht Franco gefällt, aber nicht uns!

REAKTION In einer Stellungnahme zum DGB-Aktionsprogramm erklärt die Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, die Verkürzung der Arbeitszeit sei zurzeit noch nicht möglich. Es müsse sodann mit Entschiedenheit die Behauptung zurückgewiesen werden, daß den Arbeitnehmern in den letzten Jahren der gerechte Anteil am steigenden Sozialprodukt verweigert, der Gewinnanteil der Unternehmungen aber ständig erhöht worden sei. Das Gegenteil sei der Fall!



— Daß es Aktien gibt, die vor der Währungsreform 56 Reichsmark wert waren und heute auf einen Wert von 216 D-Mark gestiegen sind, ist dem deutschen Unternehmerverein offensichtlich entgangen.

PROBLEME In Düsseldorf tagte der diesjährige Kongreß der Internationalen Katholischen Arbeiterbewegung, der sich mit Fragen des internationalen Arbeitsrechts befassen wollte. Unter dem Einfluß gewisser belgischer und deutscher Kreise entwickelte sich seine Arbeit jedoch mehr und mehr zu einer Art Schützenhilfe für die CDU-Politiker Gockeln und Even, die an der Wiedergründung christlicher Gewerkschaften in der Bundesrepublik arbeiten.

— Dieses Bestreben scheint sich für gewisse Leute, für die die „soziale Frage“ persönlich auf das glänzendste gelöst ist, zum Hauptproblem der Arbeiterschaft zu entwickeln!

SCHILLER Zum 150. Todestag Friedrich von Schillers am 9. Mai wurden in vielen deutschen Städten Gedächtnisfeiern abgehalten, auf denen in Stuttgart Professor Heuss und Thomas Mann, in Berlin Professor Carlo Schmid und in Düsseldorf Fritz von Unruh sprachen. Bei der Rede des Letztgenannten kam es zu Zwischenfällen, da der Redner sein Thema politisch aufbaute und gewisse Zustände in der Bundesrepublik scharf kritisierte.

— Womit schließlich Schillers dichterische Aussage, daß nämlich zur Freiheit Mut gehört und daß die Kritik an den Mächtigen allzeit unerwünscht ist, wieder einmal bestätigt wurde.

HOLLAND Obwohl zu den Regierungsparteien gehörig, stimmten zahlreiche Abgeordnete des holländischen Parlaments gegen die Regierung, die ein Gesetz über eine fünf- bis zehnprozentige Erhöhung der Altbaumieten vorgelegt hatte. Nach dieser Abstimmung trat die Regierung Drees, die mit 50 gegen 48 Stimmen in die Minderheit versetzt worden war, zurück.

— Käme in der Bundesrepublik kaum vor; das erste nicht — und das zweite schon gar nicht!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beifügen werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Wolfgang Leonhard berichtet über:



HUBERT IM WUNDERLAND

Viele Mitteleuropäer haben das große Land im Osten — die Sowjet-Union — gesehen, aber keiner so wie Wolfgang Leonhard. Mit 13 Jahren, im Sommer 1935, kam er mit seiner Mutter auf der Flucht vor den Nazis nach Moskau. In den folgenden Jahren, zehn davon in Rußland, erlebte er eine Entwicklung vom „gewöhnlichen“ jungen Menschen in der SU bis zum hohen Funktionär in der herrschenden Partei der Sowjetzone Deutschlands. Anfang 1949 brach er mit dem Stalinismus. Seine Erlebnisse schildert er in einem Buch „Von der anderen Seite“, das demnächst im Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln, erscheinen wird. Das Buch, frei von Haß, aber mit einem kritischen Blick für die Hintergründe des Stalinismus geschrieben, könnte viel dazu beitragen, die neue Generation in der Sowjet-Union und auch in der Sowjetzone Deutschlands richtig zu beurteilen. Wir bringen heute als erste Zeitschrift einen interessanten Vorabdruck aus „Von der anderen Seite“, die Geschichte „Huberts im Wunderland“, die in mancher Hinsicht typisch für die „unbeschränkten Möglichkeiten“ der Sowjet-Union Stalins ist. Nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjet-Union wurde Leonhard mit vielen anderen Deutschen nach Sibirien transportiert. In Karaganda hatte er die Begegnung, die er uns hier schildert. Übrigens ist Wolfgang Leonhard 1945, zur Zeit der Kapitulation Deutschlands, mit dem heutigen Generalsekretär der SED, Walter Ulbricht, im ersten Flugzeug für Parteifunktionäre zurückgekommen. Er arbeitete in Berlin in der Gruppe Ulbricht für das Zentralkomitee der SED.

Als ich an einem Frühlingstag des Jahres 1942 durch die Straßen Karagandas schlenderte, sah ich plötzlich einen zerlumpte, in Fetzen gehüllten jungen Mann auf mich zukommen. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Sollte das möglich sein? Es war — Hubert im Wunderland.

Die Geschichte von Hubert Lhoste beginnt 1934. Zu jener Zeit war er ein kleiner Junge, der Sohn einer Bergarbeiterfamilie im Saargebiet.

Im Januar 1935 sollte sich die Bevölkerung des Saargebiets in einer Volksabstimmung entscheiden: entweder für den Anschluß an Hitler-Deutschland oder für den bestehenden Zustand („Status quo“), d. h. weiterhin Mandatsgebiet des Völkerbundes zu bleiben. Um diese Zeit hatte die „Prawda“ einen der berühmtesten sowjetischen Journalisten, Michael Kolzow, in das Saargebiet entsandt.

Eines Tages hatte Michael Kolzow den Einfall, einen kleinen Jungen zu adoptieren, der aus einer Bergarbeiterfamilie im Saargebiet stammte. Sein Name war Hubert Lhoste.

Die Adoption wurde in der Sowjet-Union sofort bekannt. Die Zeitungen brachten Bilder und beschrieben die Lebensverhältnisse des kleinen Hubert bis ins Detail. Nach der Volksabstimmung reiste Michael Kolzow, der „Prawda“-Korrespondent, in die Sowjet-Union zurück — gemeinsam mit seinem neuen Zögling Hubert Lhoste. Bei seinem Eintreffen in der Sowjet-Union wurde dem kleinen saarländischen Arbeiterjungen ein triumphaler Empfang bereitet. Vor großen Festveranstaltungen und Banketten konnte er sich kaum retten. Alle Zeitungen veröffentlichten seine Bilder und brachten lange Artikel über ihn. Wo immer er auftauchte, wurde sein Erscheinen sofort bekanntgegeben. Man reichte ihn von einer Veranstaltung zur anderen, stets saß er am Präsidiumstisch, wo er manchmal vor lauter Blumen kaum zu sehen war. Auch zu Hause ging es ihm nicht schlecht, denn er wohnte bei seinem mächtigen Beschützer Michael Kolzow, der damals nicht nur Rang und Ansehen, sondern auch einen großen Einfluß hatte. Michael Kolzow, seit 1918 Parteimitglied, war bereits seit 1920 Mitarbeiter der „Prawda“, längere Zeit Mitarbeiter des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten und seit 1934 Mitglied des Redaktionskollegiums der „Prawda“ und außerdem Redakteur der satirischen Zeitung „Krokodil“. Es war für ihn leicht, dem kleinen Bergarbeiterjungen Hubert Lhoste ein angenehmes Leben zu bereiten.

Das sollte jedoch erst der Beginn seiner Karriere sein, denn inzwischen wurden alle seine Erlebnisse in der Sowjet-Union sorgfältig aufgezeichnet — einschließlich seiner Lobeshymnen und begeisterten Aussprüche, die er freimütig von sich gab. Nachdem seine Erlebnisse und begeisterten Erklärungen über die Sowjet-Union gesammelt waren, erschienen sie als Buch unter dem Titel „Hubert im Wunderland“ („Gubert w stranje tschudes“).

Das Buch fand einen reißenden Absatz, und nun wurde Hubert noch populärer. Er wurde in den Kreml eingeladen und von Marschall Budjonny und Marschall Tuschatschewski empfangen. Jugendkinos und Jugendtheater und Schulen erhielten den Namen „Hubert“. Selbst bei Umzügen und Demonstrationen wurden überlebensgroße Bilder des kleinen rothaarigen, pausbäckigen und sommersprossigen Hubert getragen. Er fühlte sich wirklich wie im Wunderland.

Das glückliche Leben Huberts fand jedoch bald ein jähes Ende. Sein großer Gönner, Michael Kolzow, wurde plötzlich als „Volksfeind“ verhaftet, und damit begann Huberts Abstieg ins Dunkel. Seine Bilder verschwanden, und die Jugendtheater wurden wieder umbenannt. Das Buch „Hubert im Wunderland“ wurde aus allen Buchhandlungen und Bibliotheken entfernt, und der inzwischen vierzehnjährige Hubert wußte überhaupt nicht, was er jetzt tun

sollte. Er hatte sich so an sein Leben als kleiner Volksheld gewöhnt, daß es ihm nun natürlich doppelt schwer fallen mußte, sich wieder in einen gewöhnlichen Jungen zu verwandeln.

Durch Vermittlung einiger Freunde, die noch nicht verhaftet waren, kam er schließlich in unser Kinderheim Nr. 6.

Nun war er zu einem Zögling unseres Heims geworden. Allmählich fand er sich in sein neues Leben und befreundete sich mit einigen von uns, darunter auch mit mir. Nach ein bis zwei Jahren hatte er sich damit abgefunden, aus dem „Hubert im Wunderland“ zu einem gewöhnlichen Hubert Lhoste geworden zu sein.

Kaum hatte er sich jedoch an das Leben in unserem Kinderheim gewöhnt, als ihn im August 1939 ein neuer Schlag traf. Durch den Abschluß des Paktes mit Hitler-Deutschland wurde unser Kinderheim aufgelöst. Das war für uns schon ein Schock, aber viel mehr für Hubert, der nun, kaum daß er sich in eine neue Situation hineingefunden hatte, noch weiter zurückgesetzt wurde.

Das geschah im August 1939. Jetzt schrieben wir Frühjahr 1942. Zweieinhalb Jahre hatte ich ihn nicht gesehen und auch nicht gewußt, was mit ihm geschehen war. Nun stand er vor mir — in abgerissenen, halbzerfetzten Kleidern, ausgehungert. Er sah wie ein kleiner Vagabund aus. Obwohl ich damals wahrscheinlich auch nicht anders ausschaute, war es für mich erschütternd, den berühmten Hubert so vor mir zu sehen.

Unwillkürlich sprach er russisch mit mir. „Du brauchst doch nicht russisch zu sprechen, mit mir kannst du ja deutsch sprechen.“

Er lachte, aber es war ein trauriges Lachen: „Ich bin das schon gar nicht mehr gewöhnt. Es ist schon so lange her, daß ich mit jemand deutsch gesprochen habe.“

Unmittelbar darauf ging er wieder ins Russische über und erzählte seine Geschichte. Auch er war, wie alle Deutschen, im Herbst 1941 zur Miliz geholt und sogar schon mit dem ersten Transport in das Karagandagebiet verfrachtet worden. Während die Deutschen unseres Transportes in ganzen Gruppen angesiedelt wurden, war die Aufteilung im ersten Transport noch krasser: Hubert wurde ganz allein in ein entlegenes Dorf des Karagandagebiets verschickt und war gleich am Tage nach seiner Ankunft in einen Kolchos eingereiht worden.

„Was machst du denn im Kolchos?“

„Ich muß das Vieh hüten.“

Ich schaute ihn an: dreckig, zerlumpte, russisch fluchend stand er vor mir — nur seine quicklebendigen Augen und seine Sommersprossen erinnerten an den früheren Hubert im Wunderland.

Auch er beschwerte sich nicht über sein Schicksal, genau sowenig, wie ich es getan hatte. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, daß man in der Sowjet-Union von höchsten Höhen in die Tiefe geschleudert werden konnte, genau so, wie es manchmal auch umgekehrt war.

Ich wollte mich noch etwas ausgiebiger mit ihm unterhalten, aber wir kamen leider nicht dazu.

Hubert griff sich plötzlich an den Kopf: „Um Gottes willen, ich darf mich ja gar nicht so lange unterhalten. Ich wurde hierhergeschickt, um etwas einzukaufen, und habe ja für wenige Stunden das Recht, den Kolchos zu verlassen. Wenn ich nicht zur rechten Zeit zurückkomme, kann es sehr unangenehm werden.“

Ich verstand. Wir verabschiedeten uns.

Etwas wehmütig schaute ich meinem Freund aus dem Kinderheim Nummer 6, dem ehemaligen Helden der Sowjetpioniere und dem jetzt zerlumpte Viehhüter nach, der früher im Kreml zu Besuch war und jetzt vor dem Brigadier einer kleinen Kolchase Nordkasakstans Angst hatte.



In der Kirche der Armen kniet der Bürgermeister von Florenz, La Pira. Es ist seine Kirche. Er öffnete das seit Jahren verschlossen gehaltene Gotteshaus von San Procolo und stöberte einen alten Priester auf, der die Messe lesen sollte. Und nach der Messe gab es für jeden der Ärmsten der Armen von Florenz — ein Brot. Der Professor des Römischen Rechtes, La Pira, wußte, was Armut heißt: Er hatte sie selbst erlebt. Er war einer von ihnen. Und die Bettler von Florenz schützten ihn auch, als Mussolini ihn verhaften wollte. Und die Bettler von Florenz stimmten für ihn, als ein neuer Bürgermeister gewählt wurde.

Der heilige Mann Bürgermeister von Florenz

Eine Reportage von Gene Kamerman



Die Armen von Florenz wußten warum, als sie La Pira zum Bürgermeister machten. Seit zwanzig Jahren half er ihnen — er würde sein Versprechen halten. 3000 neue Wohnungen ließ La Pira bauen, sobald er im Rathaus saß (oben). Er läßt die Bittsteller nicht zu sich kommen — er geht zu ihnen auf die Straße. Und die Bitten schreibt er in sein Notizbuch. Und jedem wird geholfen. In ganz Florenz gibt es nur eine Gruppe von Leuten, die lange Gesichter machen, wenn sie La Pira sehen: die Kommunisten. Dieser „heilige Mann von Florenz“ hat ihnen gezeigt, daß zur Bürgermeisterwahl mehr gehört als bunte Plakate.



Die Propaganda-Reden der Kommunisten klangen hohl angesichts der Hilfe, die La Pira für die Armen hatte. Wenn La Pira über die Straße geht, warten viele auf ihn: „Professor, ich hab' noch immer keine Arbeit!“ — „Professor, ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen!“ Und der „Professor“ hat Hilfe für jeden. Auf unserem Bild ist es eine Frau, die einen kranken Mann zu Hause liegen hat und nicht weiß, wovon sie ihre neun Kinder ernähren soll. La Pira, Bürgermeister von Florenz und Professor des Römischen Rechtes, ernährt praktisch schon seit einem halben Jahr diese Familie aus seiner eigenen Tasche.



Mobilmachung der Gefallenen

Von Wolfgang Paul

Es war wieder soweit. Der Generalissimus unterschrieb. Braun senkte den Kopf. Er hörte, wie der Füllfederhalter kratzte. Er kratzte Geschichte.

„Braun“, sagte der Generalissimus, „ich vermisse das Regierungssiegel. Als wir das letztmal eine solche Order unterschrieben, waren Sie aufmerksamer.“

Der Sekretär lächelte.

„Generalissimus“, sagte er, „dieses Mal ist es unnötig. Die Autorität, die Sie genießen . . .“

„Verdammt“, lachte der Generalissimus, „das hätte ich beinahe vergessen. Ich werde alt.“ Er reichte Braun das Dokument. „Vorwärts“, rief er, „vorwärts.“

Er erhob sich: „Morgen ist erster Mobilmachungstag.“

Griff nach dem Kognakglas: „Den Stabschef, bitte!“

Der Stabschef — elegant, weiße Schläfenhaare — meldete sich.

„Ich bitte Sie“, begann der Generalissimus, „den Vortrag recht kurz zu halten. Der letzte Krieg fand 1945 ein vorzeitiges Ende. Es ist schwer, unsere Völker für einen neuen Krieg zu begeistern.“

„Sie fürchten den Tod“, lächelte der Stabschef.

„Außerdem haben gewisse Schriftsteller so viel über den Tod im Krieg geschrieben — und die Leute haben es auch gelesen —, daß es der besten Propaganda schwerfallen wird, den Heldentod als sinnvoll hinzustellen. Sie wollen leben, diese Feiglinge, und die morbide Literatur ist schuld, daß sie es wollen.“

„Man hätte diese Literatur verbieten sollen“, rief der Stabschef.

„Unsinn“, erwiderte der Generalissimus, „das wäre dumm gewesen. Unseren Völkern fehlte die Übung, über den Tod zu sprechen.“

„Ich habe mich deshalb entschlossen“, fuhr er fort, „neue Wege zu gehen. Ich habe ein Dokument unterzeichnet, das uns wieder Handlungsfreiheit verschaffen soll.“

„Die Mobilmachung der Gefallenen“, sagte der Stabschef leise.

„Sie setzt morgen früh ein. Wann ist das morgen, Braun?“

„Gegen sechs Uhr.“

„Prachtvoll, zu dieser Zeit pflege ich aufzustehen. Sie, Stabschef, haben jetzt freie Verfügung über alle seit dem 1. 9. 39 gefallenen Soldaten sämtlicher Nationen, die am zweiten Weltkrieg beteiligt waren. Und nun, mein Lieber, die Details Ihrer Dispositionen.“

Der Stabschef fragte nachdenklich: „Zuvor eine Frage, wenn Sie erlauben. Gegen wen, bitte, sollen wir vom Leder ziehen?“

„Na, hören Sie“, rief der Generalissimus ärgerlich, „das ist doch gleichgültig. Im übrigen weiß ich es selbst noch nicht. Ich verlange von Ihnen nur die Details. Das übrige wird der Zufall klären — oder unsere Politik.“

„Es ist beabsichtigt“, erwiderte der Stabschef, „einhundert Infanteriedivisionen aus folgenden Kontingenten aufzustellen: Russen, Polen, Deutsche. Bei diesen Nationen hat sich die Infanterie besonders bewährt. Es würde Effekt machen, sie in gleichen Verbänden marschieren zu lassen.“

„Sie sind überzeugt“, sagte der Generalissimus, „daß diese Gefallenen über die notwendige Kampferfahrung verfügen?“

„Durchaus. Sie bilden das Gros.“

„Sind hundert Divisionen nicht zuwenig — ich meine, die Zahl der toten Infanteristen dürfte höher sein?“

„Vorläufig reicht die Elite aus“, erwiderte der Stabschef.

„Weiter“, sagte der Generalissimus.

„Dann fünfzig Panzerdivisionen: Engländer, Franzosen, Amerikaner und wieder Deutsche. Vielleicht die von Dünkirchen, der Normandie, den Ardennen, Smolensk. Sie haben es wirklich verdient, daß sie einmal Schulter an Schulter kämpfen.“

„Vortrefflich“, rief der Generalissimus. „Und die Luftwaffe?“

„Die Luftwaffe“, fuhr der Stabschef fort und blätterte in seinen Papieren, „werden wir nach diesen Gesichtspunkten aufstellen: Jagdflieger: Deutsche und Briten, vielleicht auch ein paar Russen. Das Kommando dürfte Mölders übernehmen.“

„Donnerwetter — Mölders“, rief der Generalissimus.

„Die Bombengeschwader stellen die Amerikaner. Die Besatzungen dürften ausreichen. Die Aufklärung übernehmen die Franzosen: Antoine de St. Exupéry wird das Kommando übernehmen. Man sollte ihn schnellstens ausfindig machen.“

„Und die Flotte?“

„Ein schwieriges Problem. Diese Rivalität. Allein die Briten und Japaner. Und dazu die Russen. Das Kommando würde natürlich ein Brite übernehmen.“

„Der Kommandant des Schlachtschiffes, das von der »Bismarck« versenkt wurde.“

„Großartig.“

„Und der Nachschub?“

„International. Die Leitung könnten ein Amerikaner und ein Deutscher übernehmen. Am besten ein Deutschamerikaner.“

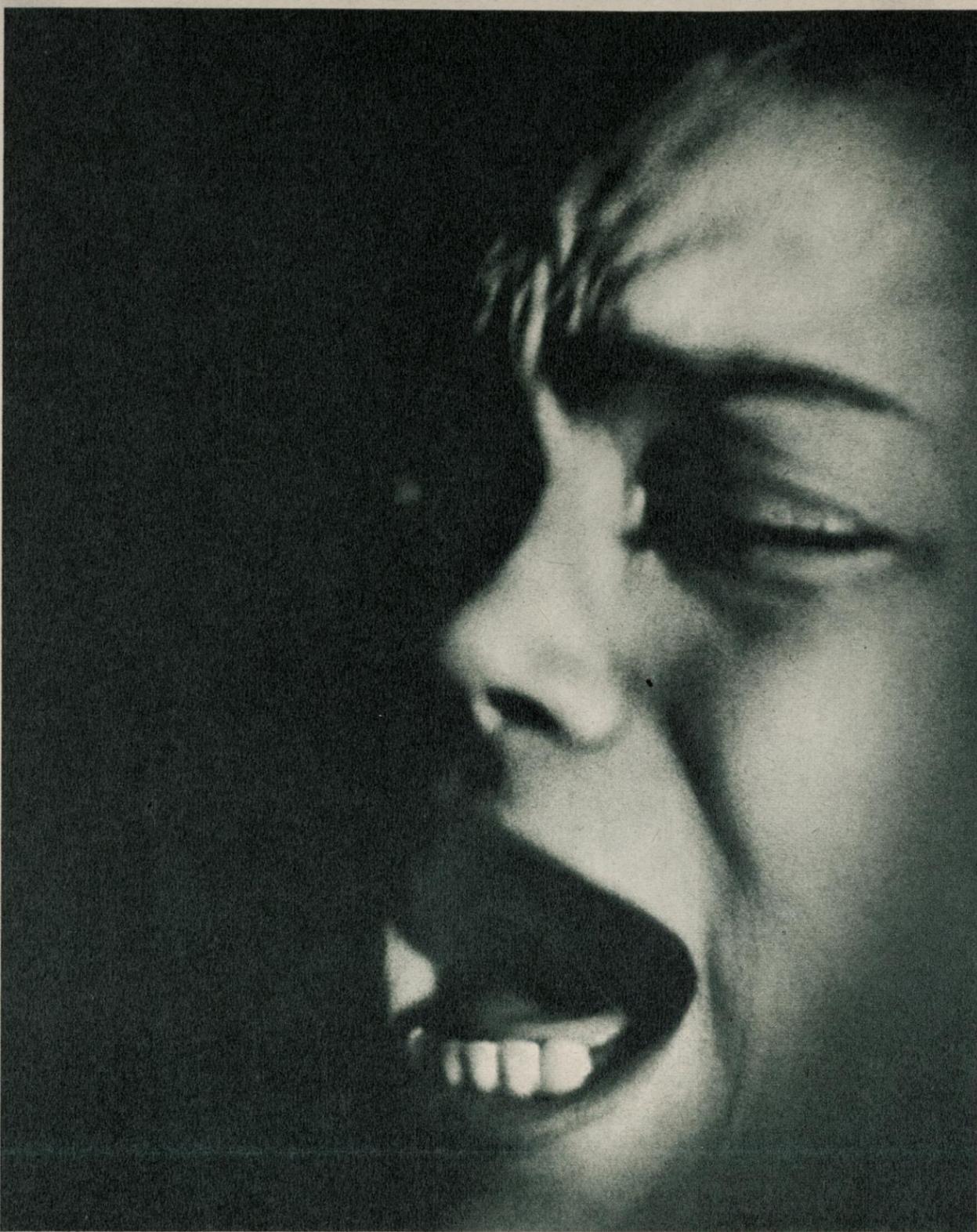
„Danke. Und was noch?“

„Die Propaganda“, bemerkte der Stabschef. „Man darf sie nicht vergessen.“

„Ilja Ehrenburg? Goebbels?“ ließ sich der Generalissimus hören.

„Ehrenburg lebt noch.“

„Dann Goebbels“, entschied der Generalissimus.



„Die Atombomben, Generalissimus“, sagte der Stabschef. „Geschmacklos. Bisher ist noch niemand, der eine Atombombe warf, gefallen. Der Krieg wurde doch zu früh abgebrochen.“

„Ich schlage vor, wir reservieren sie im Hauptquartier.“

„Na — und?“

„Wenn das Unternehmen schiefgehen sollte . . . Ich denke, wir könnten sie dann im Hauptquartier brauchen . . .“

„Sind Sie wahnsinnig? Denken Sie, was ein Stauffenberg anrichten könnte, wenn wir die Atombomben im Hauptquartier zurückhalten. Er sprengte uns in die Luft.“

Keine Angst vor heißen Sachen!

Billy Butterfield und seine heiße Dixieland-Trompete (unten) und Eartha Kitt und ihre heisere Stimme (oben) bringen „Rote Rosen“ zum Verwelken! Darum sollten Schnulzenfreunde, die „Anneliese“ und „Kleines Mädchen von Hawaii“ lieben, am besten weiterblättern. Diese beiden schwarzen Musiker wollen mehr, als nette Liedchen singen. Auch in Deutschland scheint man des sentimentalen Kitsches blutarmen Singmädchen bald überdrüssig zu sein: Die Erfolge der Caterina Valente beweisen es.





Wer macht noch mit?

Aufwärts-Leser wollen einen Araber nach Deutschland holen

Am 1. Juni läuft der Thomas-Plan an — Thomas berichtet auf dieser Seite über das Echo seines Aufrufes — Fotos: Hoffmann (2) Moosburger

In ein paar Wochen wird irgendwo an der Küste Nordafrikas ein junger Mann mit schwarzem Haar, großen dunklen Augen und gebräunter Haut über den Laufsteg eines Schiffs gehen oder in den Rumpf eines Flugzeugs klettern, um eine große Reise anzutreten, die ihn bis nach Köln am Rhein führen soll. Dieser junge Mann aus Nordafrika wird etwa zwei Jahre in Deutschland bleiben, um einen Beruf zu erlernen, mit dem er später seinem Heimatland nützlich sein kann.

Meine lieben Freunde, ich kann Euch heute endgültig sagen, daß sich genügend junge Leser gefunden haben, die bereit sind, meinen Vorschlag von Anfang des Jahres finanziell zu unterstützen, einem Freund aus der ärmsten Schicht eines kolonialen Landes eine gründliche Ausbildung zu verschaffen. Gern würde ich jedem, der mitmachen will, die Hand schütteln. Aber ich muß schon alle Freunde bitten, sich mit einem schriftlichen Dank zu begnügen.

Und nun wird es Ernst: Am 17. Mai habe ich dem Generalsekretär des Tunesischen Gewerkschaftsbundes, Ahmed Ben Salah, einen Brief geschrieben und gebeten, nach einem geeigneten Freund für uns Ausschau zu halten.

Unser Freund wird etwa zwei Jahre bei uns bleiben müssen. Ein Universitätsstudium können wir ihm kaum verschaffen, da es eine konkrete Vorbildung verlangt, die er nicht haben wird. Ich schlage deswegen vor, ihm in einer modernen Fabrik eine Art Volontärstelle zu vermitteln, die durch den Besuch einer technischen Abend-schule ergänzt werden sollte.

Ich bin sicher, daß alle Leser, die sich bereit erklärt haben, mitzumachen, ihr Wort halten werden. „Aufwärts“ hat ein Sonderkonto unter der Bezeichnung errichtet: Spendenkonto Aufwärts 87 212—1 Bank für Gemeinwirtschaft Nordrhein-Westfalen AG., Niederlassung Köln, Domkloster 3. Postscheckkonto der Bank: Köln 12 46 52. Ich bitte darum, auf dieses Konto ab 1. Juni und von da an laufend zu Anfang jedes Monats zu zahlen. Jederzeit können neue Spender hinzukommen — wenn das Geld ausreicht, werden wir einen zweiten Freund aus dem Orient holen.

Liebe Freunde, wir sollten nicht glauben, daß bei der Verwirklichung unseres Plans nur wir die Gebenden wären. Wir alle werden einen Nutzen haben, wenn unser „Schützling“ über die Eigenarten seiner Heimat berichtet. Wenn wir als moderne Menschen andere Völker beurtei-

Das ist unser Mitarbeiter Salim al-Habschi. Salim ist 30 Jahre alt, hat einen arabischen Vater und eine indonesische Mutter, er wurde in Indonesien geboren. Mit zwölf Jahren kam er nach Kairo, wo er einige Semester Medizin studiert hat. 1949 ging er nach Paris, um Philosophie zu studieren, jetzt studiert er in Köln Germanistik. Salim spricht sechs Sprachen und ist ein beachtlicher moderner Maler. Er wird sich unseres „Schützlings“ zunächst annehmen (links). Übrigens haben in Duisburg schon mehrere Mohammedaner einige Jahre gearbeitet, Pakistaner, deren Regierung ihre Ausbildung bezahlt.

len wollen, dürfen wir dafür nicht unseren gewohnten Maßstab anlegen. Das meint auch „Aufwärts“-Mitarbeiter Salim al-Habschi, der uns heute noch einige Ratschläge gibt, wie wir den Orient betrachten sollten:

„Wie jeder Mensch seine eigene Persönlichkeit hat, so haben auch die Völker und Nationen ihre eigene Persönlichkeit. Diese Tatsache muß man respektieren — sie braucht aber nicht dazu zu verleiten, eine echte Würdigung der Eigenarten dieser Völker und Nationen zu unterlassen.“

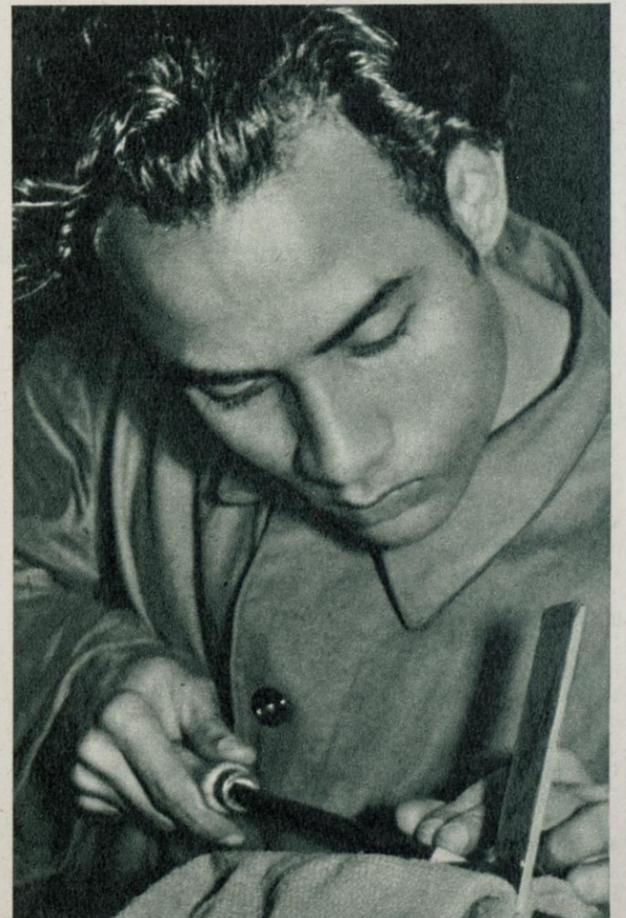
Wenn wir uns eine Meinung über den Orient bilden wollen, dann kommt es in erster Linie darauf an, zu wissen, wie er wirklich ist — nicht aber, wie wir ihn gern sähen. Die arabischen Länder und Europa sind mit Tugenden und Fehlern verschwenderisch ausgestattet. Es kann sehr wohl passieren, daß die Tugenden des einen Teils beim anderen Teil als Fehler empfunden werden — und umgekehrt.

Jeder Versuch zur objektiven Beurteilung eines anderen Volkes scheidet, wenn man nicht den richtigen Maßstab dafür findet. Ein Deutscher, der in ein arabisches oder asiatisches Land fährt, wäre mehr als enttäuscht, wenn

Fremdartig und reizvoll erscheint uns die arabische Landschaft. Aber sanfte Sandhügel und schlanke Palmen, die manchem reichen Touristen als „Kulisse“ romantischer Nächte anmuten, sind die gewohnte Umwelt der Araber. Sie genießen nicht nur die Reize ihrer Heimat, sondern haben auch mit der Brutalität ihres Klimas fertig zu werden. Bewohner der klimatisch gemäßigten Zonen Mitteleuropas — und vor allem die Deutschen — vergessen zum Beispiel häufig, daß in den heißen arabischen Ländern jede Aktivität ein größeres Maß Energie erfordert als hier. Dort muß man mit weniger Arbeit „auskommen“.

er engstirnig erwarten würde, daß ein Araber, Chinese oder Inder sich so benimmt, so denkt und seine Probleme so löst, wie es für einen Deutschen selbstverständlich ist. Solch ein Maßstab wäre primitiv. Es entspräche etwa den Vorstellungen eines Menschen, der in eine Kunstausstellung mit der Erwartung geht, dort vom Künstler seine eigenen Träume, die Träume des Betrachters, dargestellt zu finden.

Ich glaube daran, daß jeder Mensch — ob er nun in China, Amerika, Rußland oder Afrika geboren worden ist — eine angeborene Veranlagung besitzt, die es möglich macht, den anderen zu verstehen, seine Eigenarten zu tolerieren. Oft aber ist diese Veranlagung sehr verkümmert, weil die Staaten und die Diplomatie sich ihrer nicht angenommen haben. Wir alle müssen sie daher selbständig und in eigener Verantwortlichkeit pflegen! Wenn das endlich im großen Maße geschieht, dann werden die Völker des Orients und des Okzidents endlich friedlich nebeneinander und miteinander leben — wobei sie keineswegs ihre Besonderheiten verlieren würden. Die Chinesen haben das einmal in einem Sprichwort ausgedrückt: Zwei Personen können in einem Bett schlafen, aber trotzdem zwei verschiedene Träume haben.“

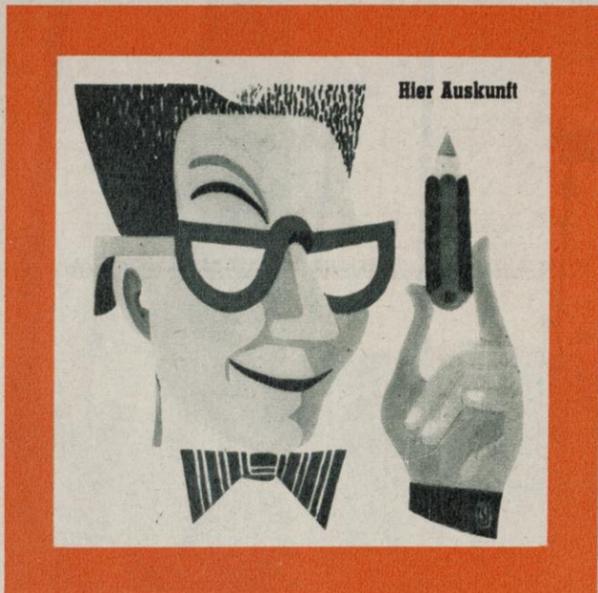


Liebe Freunde! Im vorigen „Aufwärts“ habe ich einige der Gründe aufgezählt, die mich veranlassen, unserem Freund Ernst Spritzing aus Hamburg zu raten, nicht zu den sogenannten Weltjugendfestspielen nach Warschau zu fahren. Ich will es unterlassen, die Zahl der Begründungen zu erweitern. Es ist ein einziger Protestbrief gegen meine Stellungnahme eingegangen — was mich erstaunt hat —, und in diesem Protest beschränkt sich Schreiber, Emil Finck aus Bremerhaven, sowieso im wesentlichen nur auf den Punkt 1 meiner Gründe. Emil bestreitet heftig, daß der mächtige Sowjetblock in den

Frauen, nichts als Frauen

Von Käthe Bonnessen

Aber es waren Frauen, die Ernsthaftes zu sagen wußten und sich auch nicht scheuten, das auszusprechen, was sie dachten. Bundesfrauenkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 12. — 14. Mai in Dortmund.



letzten zehn Jahren erheblich dazu beigetragen habe, uns wiederholt an den Rand eines dritten Weltkrieges zu bringen. Ich halte es für meine Pflicht, Euch den Protest Emils zu melden. Eine Diskussion mit ihm halte ich jedoch so lange für unfruchtbar, wie er die Tatsachen, die nackten Fakten der zehnjährigen Nachkriegsgeschichte nicht in seine Überlegungen einbeziehen will. Tut er das nicht, dann könnte ich ebensogut mit einem Tauben „diskutieren“.

Thomas

Hemd und Halstuch

Fritz Wittig aus Brillit, Kreis Bremervörde, schreibt uns: Wir wollen uns in unserer Gruppe eine Kluft zulegen; und zwar Hemd und Halstuch. Das Hemd soll grau sein, lange Ärmel und zwei Brusttaschen haben. Auf die linke Brusttasche wird unser Stoffabzeichen genäht. Das Halstuch soll in einem matten Grün gehalten sein, am Rand gesäumt von den Farben Schwarz-Rot-Gold. Wir wissen, daß sich verschiedene Gremien der Gewerkschaftsjugend gegen eine „Uniformierung“ ausgesprochen haben. Wir haben deswegen bewußt das Wort „Kluft“ gewählt. Warum sollen wir nicht mit unserer Kleidung (sprich Kluft) auch nach außen hin zeigen, daß wir die Gewerkschaftsjugend sind?

● Sei mir nicht böse, lieber Fritz — aber in mir habt Ihr keinen sehr guten Anwalt für Eure Absichten. Meine Abneigung gegen jede Art von Uniformierung — und Ihr habt zwar keine Uniform, sondern eine „Kluft“ gewählt, die Euch aber äußerlich weitgehend gleich macht, also „uniformiert“ — ist außerordentlich groß. Ich darf Euch bei dieser Gelegenheit erzählen, daß ich in Berlin lange Zeit Mitglied der FDJ war und eine kleine Revolte in unserer Gruppe organisiert habe, als die Uniformierung begann. Genützt hat's allerdings nichts. Aber Ihr habt natürlich trotz meiner Abneigung Anspruch auf eine sachliche Antwort: Für Eure Kluft spricht nach meiner Meinung, daß auch die Demokratie — und die Gewerkschaftsjugend ist ein Element der Demokratie — eines gewissen äußerlichen Glanzes, einer gewissen Repräsentanz bedarf. Zudem ist es ganz gut, wenn gewisse Bürger gelegentlich durch Eure Kluft darauf gestoßen werden, daß sich Jugend auch zu den Gewerkschaften bekennt. Gegen Eure Kluft spricht u. a., daß „Uniformierung“ offenbar doch bei einem großen Teil der modernen Jugend nicht mehr ankommt. Wenn Ihr Euch durch eine Kluft von den anderen Jugendlichen unterscheiden wollt, so besteht zugleich die Gefahr, daß Ihr Euch von ihnen isoliert.

Trotzdem

Klaus-Dieter Schröder schreibt aus Frankfurt a. M.: Ich weiß, daß es unter den Jazz-Anhängern immer Meinungsverschiedenheiten über die Stilrichtungen und Streitigkeiten über den Wert der bekannten Jazz-Musiker gibt. Trotzdem frage ich, welcher Jazz-Musiker nach Deiner Meinung der beste Vertreter des alten New-Orleans-Stils ist?

● Sidney Bechet, geboren 1897 in New Orleans, ist nach meiner Meinung der beste lebende Vertreter des nach seiner Vaterstadt benannten Stils.

Nichts wie hin

Lieselotte P. aus Essen schreibt uns: Ich habe einen italienischen Brieffreund in Neapel. Wir schreiben uns schon seit zwei Jahren. Jetzt hat er mich für diesen Sommer nach Neapel eingeladen. Seine Eltern würden mich auch freundlich aufnehmen. Er hat aber auch zu wenig Geld, um die Reise für mich bezahlen zu können. Meinst Du, daß man bis Neapel trampeln könnte?

● Daß er Dir die Reise nicht bezahlen kann, ist zwar unbequem für Dich, nicht aber unbedingt ein großer Nachteil. Wenn Du Dich den Gefahren und Strapazen einer Tramp-Fahrt gewachsen fühlst: nichts wie hin!

„Wir dürfen den jungen Menschen, der durch die Entwicklung der letzten 20 Jahre viele Belastungsmomente aufgenommen hat, nicht noch dadurch unsicher machen, daß wir Maßstäbe zugrunde legen, die auch früher nicht berechtigt und angebracht waren“, sagte Thea Harmuth in ihrem Referat (oben links). Loni Albrecht ist Frauen-sachbearbeiterin bei der IG Metall in Kassel. Sie war früher begeistert bei der Jugendarbeit. Arbeitsschutz und Verbesserung der sozialen Stellung der Frau hält sie für das Wichtigste (links Mitte). Die Vertreterin der dänischen Gewerkschaften, Frau Masculat, sprach für die aus-

ländischen Gäste (Mitte rechts). Erika Heußner, 25 Jahre (rechts), Frauensekretärin und Jugendsekretärin des DGB in Köln, weiß sowohl um die Schwierigkeiten, den Frauen Gewerkschaftsarbeit nahezubringen, wie um die Hemmungen, die die Jugend an aktiver Mitarbeit hindern. Sie wird von den Jugendkollegen und von den Frauen gleich hochgeschätzt, nur sind beide ungehalten, daß sie „ihre Erika“ nicht ganz für sich haben. Diese ernste Zuhörerin (unten links) ist eine junge Angestellte aus Oldenburg. Sie war zum erstenmal auf einer Frauenkonferenz. Sie kommt ebenfalls aus der Jugendarbeit. Fotos: Hoffmann.



„Frauenkonferenz! 260 Frauen auf einem Haufen! Brrr... wie entsetzlich!“ höre ich viele junge Mädchen sagen. Wie erstaunt wäre sie aber gewesen, wenn sie gehört hätten, wie diese zweite Bundesfrauenkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 12. bis 14. Mai in Dortmund sich sehr viel Sorgen und Gedanken gerade um sie, die jungen Arbeitnehmerinnen, gemacht hat. Und entsetzlich war es kein bißchen, denn es waren ja keine fanatischen, vermännlichten Frauenrechtlerinnen dort, sondern ansprechende, gepflegte Frauen, fast die Hälfte unter 40 Jahren, die an den Abenden frohgemut die Schaufenster der Dortmunder Geschäftshäuser bewunderten und nach preiswerten Sommerkleidern und netten Blüschchen Ausschau hielten.

Thea Harmuth, Leiterin der Hauptabteilung Frauen und Mitglied des Bundesvorstandes, sprach in ihrem großen Referat vom „Füreinander von alt und jung“ und forderte mehr Verantwortungsbewußtsein gegenüber den jungen Menschen im Betrieb. Aus der Sorge um eine rechtmäßige Berufsausbildung der jungen Mädchen lehnte sie auch die Anerkennung der Hauswirtschaftslehre als Lehrberuf ab. Die Hauswirtschaftslehre bringe den Mädchen keinen Vorteil für den späteren Beruf, sondern hindere sie — durch die Bindung an eine Lehrzeit —, eine andere Möglichkeit zur Berufsausbildung wahrzunehmen.

Unter den 164 Anträgen waren eine ganze Anzahl, die für die jungen Arbeitnehmerinnen sehr wichtig sind. Ein Antrag bittet den Bundesvorstand, auf eine baldige Verabschiedung des Jugendarbeitsschutzgesetzes hinzuwirken, zwei Anträge wenden sich ganz energisch gegen ein hauswirtschaftliches Pflichtjahr für Mädchen, ein anderer fordert die Erschließung neuer Berufe für Mädchen, und wieder ein anderer fordert dringend die Änderung des Berufsschulunterrichts für Mädchen, und zwar sollen sie eine handwerkliche Ausbildung bekommen.

Auf eigene Gefahr zu lesen!

Ein Kaplan trifft am Weihwasserbecken seiner Kirche eine junge Frau, deren Sommerkleid mit einem sehr gewagten Ausschnitt versehen ist. „Meine Dame“, sagt der Kaplan, „wenn Sie nur zwei Finger hineintauchen wollen, hätten Sie sich doch nicht auszuziehen brauchen!“

+

Der Kontrolleur tritt in ein Abteil und bittet um die Fahrkarten. Er runzelt die Stirn und wendet sich an eine Dame: „Sie haben eine Fahrkarte dritter Klasse, und hier ist die erste!“ Die Dame räuspert sich verlegen: „Entschuldigen Sie — ich dachte, ich wäre in der zweiten.“

„Hallo, Hans, ist der Doktor da?“

„Nein, mein Vati ist gerade weggefahren, eine Anästhe zu machen.“

„Donnerwetter, kompliziertes Wort für einen so kleinen Mann, wie du einer bist. Was bedeutet es denn?“

„50 Mark!“

+

Als Deutschland am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal zu Versailles den Friedensvertrag mit seinen ehemaligen Gegnern unterzeichnet hatte, erhob sich der amerikanische Präsident Woodrow Wilson und sagte zu den Vertretern der einzelnen Länder: „Und nun, meine Herren, lassen Sie uns sinnen, wie wir diesen großen Tag würdig beschließen können!“ Da stützte der französische Ministerpräsident Clemenceau beide Hände vor sich auf den Tisch und erklärte schallend:

„Ich für meinen Teil geh' jetzt pipimachen.“